

## SIGURD DER SCHLANGENTÖDTER. EIN HELDEN- SPIEL IN SECHS ABENTHEUERN VON FRIEDRICH BARON DE LA MOTTE FOUQUÉ.

Berlin bey Hitzig 1808. in 4. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie,  
Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang II (1809) Band II,  
Heft 11, S. 121—129.\*)

[Mit Achim von Arnim.]

Indes die Erforschung der altdeutschen Poesie eine eigene Wissenschaft zu begründen strebt und diesem Fleiss die Entdeckung und Erhaltung manches wichtigen Überrestes zu danken ist, erkennt man auf der andern Seite die Ansprüche, welche das Leben auf solche als Poesie macht und in seinen Kreis als zugehöriges Glied gestellt haben will. Nach verschiedenen Richtungen sind die Versuche gegangen; die Sammlungen der Volkslieder, die Einführung mancher alten Historie, der Volksbücher in der höhern Bildung scheinen mehr oder weniger Theilnahme erregt und somit den rechten Punkt berührt zu haben, mit den ältern Denkmälern wollte es nicht gelingen. Mannigfache Versuche mit dem Nibelungenlied theilen sich in zwei Klassen, der einen galt das Moderne so viel, als das Zerstückelnde der flachen Sprachgewandtheit, und diese wollte die

\*) Schon im vorigen 33. H. (Abth. V, H. 10.) 1809 S. 52—55 hat ein Mitarbeiter unseres Instituts [Jean Paul] als Anhang zu der Beurtheilung von des Verf. Alwin seine Stimme über den Sigurd vernehmen lassen, und wir haben geglaubt, dem Publikum die Worte dieses Schriftstellers, der unter die grössten Zierden unserer Literatur gehört, nicht vorenthalten zu dürfen. Die gegenwärtige ausführlichere Recension, welche im vorigen Hefte keinen Raum mehr finden konnte, wird darum nicht unnütz scheinen, sondern beide werden neben einander gelesen werden können. Die letztere rührt von zwei Verfassern her, welche ihre Ideen ineinander gearbeitet haben.

Wielandische Stanze, den jambischen Rhythmus und dergleichen, die andere, welche die Hagen'sche Ausgabe repräsentirt, ist in sich würdiger, weil sie aus Achtung und Liebe floss vor dem Ehrwürdigen; allein sie wollte nicht sowohl das Lied modern, als uns alt machen oder die Mühe theilen (aber auch den Lohn) für das Gedicht und den Leser, dass beide sich entgegen kämen und in dem neutralen 16. Jahrhundert untermhandelten, wer nun den andern mitziehe. // Zurück geht aber überhaupt der Mensch niemals, auch nicht in die bessere und poetischere Zeit des kindlichen Alters. So bleibt ein dritter Weg, den eignen Geist in der Betrachtung der Schönheit altdeutscher Poesie zu stärken und zu kräftigen und die Zweige des ausgehöhlten Baumes herabzubeugen in die heimische Erde, damit ein neuer Stamm erwachse frisch und treibend; einzuschliessen in das beschauende Gemüth und zu begreifen das Leben der Alten und neu zu gebären im Geiste, denn immer neu geboren und ewig jugendlich ist die Poesie wie das Leben der Natur. So muss wahr werden, wie man sagt, dass das echte Neue nur aus dem Alten keime. / Aber wenigen ist es gelungen. Unsere gesammte moderne Poesie darf auch so ein Dichtergarten genannt werden, als sie gleich einem botanischen die Pflanzen aus allen Weltgegenden versammelt, unter denen mancher Strauch blüht, lustig anzusehn (auch die schlangenförmigen saftlosen der heissen Zonen stehen darin), die aber nirgend zu einer Laube zusammengebogen sind, in welcher man bei einem Trunk rheinischen Weins des Lebens sich erfreuen könnte; das Gitterwerk der Ästhetik, das daran gestellt wird, achtet keiner, und jeder wächst mit Recht auf seine eigne Hand fort, nur nicht zum andern, so dass die Hitze dazwischen nur ärger sticht. Viele stimmten Laute an aus alter Zeit, aber ohne Stimme, und wer hat gesungen aus reiner kindlicher Brust wie jene, einfältige herzliche Lieder? Wenige, die wir nicht nennen, weil sie in dem Andenken und der Liebe jedes Bessern sind.

Auch hier soll das alte Lied in einem selbstständigen Gedicht uns übergeben werden. Eine andere Gesinnung tritt hinzu und beschaut die Stätte, an welcher ein Leben so herrlich gekämpft hat, das äusserlich gering war gegen das Ungeheure,

*Wielandische  
Poesie +  
Begründung  
des Geistes*

das wir sehen, und innerlich so gross, dass eine einzige jener Thaten die Eroberung von Königreichen aufwiegt. Wir sind erleuchtet worden wie der alte Eichenwald durch Aushauen, und der Strahl der Gottheit dringt nicht mehr von oben in eine kühle, begeisterte, demüthige Nacht. So ist das Verhältnis verschieden. In alter Zeit gieng die Sage umher von Siegfried dem Schlangentödter, dem Erwerber des reichen Horts, mannigfach erklingend, aber immer neu und beweglich, denn die Poesie ist unermüdlich und ohne Überdross in sich, wie die Liebe, so dass eine lange Betrachtung nur stärkt. Männer erzählten sie gern dem Fremdling, vor Fürsten, auf kaiserlichen Hochzeiten wurden sie gesungen; Könige gewarnt vor Verräthern durch die Erzählung von Chriemhildens entsetzlicher Grausamkeit. So tönte ein Lied unter allen Völkern deutscher Herkunft von dem Morgen bis in den Norden und stand wie ein verheissend Gestirn am Himmel, das jeder in Muth und Glauben ansah. Aber diese Zeiten versanken, wie der geheimnisreiche Hort versenkt wurde in den Rhein an unbekannter Stätte, weil kein Heldenstamm mehr lebte, der ihn besitzen durfte; und das Andenken verschwand an den Reichthum vergangener Jahrhunderte. Jetzt gehen die Fluthen des alten Stroms, der Zeuge dieser Thaten war, darüber, und was sein Rauschen sagt, wird von deutschen Ohren nicht mehr vernommen. Wir sind mit mannigfacher Erkenntnis gerüstet auch der altdutschen Trefflichkeit, aber nicht in die Kraft derselben; in welchem Widerscheine wird das alte Lied stehen, wenn die neue Zeit ihr Licht darauf wirft? Wir schätzen an dem Verfasser, wenn er in jener Erkenntnis mit Scheu vor der gewaltigen Dichtung der alten Sage treu gefolgt ist. Er hat die dem Norden eigenthümliche zu Grund gelegt (die Wolsunga Saga) und vergilt es damit dem nordischen Bischof Biörn, der im 13. Jahrhundert das deutsche Gedicht nach Scandinavien brachte (Niflunga Saga in der Wilkina Saga). Eben darum, weil der Verfasser einen poetischen Sinn hat, ist er nicht leichtsinnig verfahren, sondern wir vermögen auch hier noch zu erkennen den kecken, frommen, kindlich treuen Muth in Sigurd, das Zerstörende einer tiefen, gewaltsamen, halb überirdischen Natur an Brynhildis, Gudrunens

jungfräuliche Liebe und Günthers zagendes Gemüth. Auf eigne Erfindung leistet er insofern Verzicht, wie die meisten tragischen Dichter, und was wir mit zu dem Tragischen rechnen, die Unterredung zwischen Sigurd und Brynhildis, wo sie beide ihr vernichtetes Dasein fühlen, war gegeben. Wie eines poetischen Sinns, muss man auch dem Verfasser das Lob einer guten Einsicht geben, die über dem Ganzen waltet und es verständlich ordnet und zusammenhält. Wir möchten, wie gesagt, die Treue des Verfassers schätzen, wenn wir nicht Folgendes zu bemerken hätten. Ein jedes Gedicht drückt sich ab in seine Zeit und beide gehören beisammen. / So steht die alte Sage in der unsrigen ganz anders; wie sie dort der Mittelpunkt war, um den die Poesie sich bewegte, so steht sie hier einsam und ist nicht an unser Leben, an unsere Sitten und Natur geknüpft; wir begreifen sie nur durch ihre innere Wahrheit. In solcher aber das Gedicht wieder aufzustellen, hilft nicht, dass wir ihre Äusserlichkeiten verfolgen, die ihr die Zeit damals gegeben, wie eine Erzählung nicht alt wird durch die alte Sprache, sondern die Betrachtung ihres Wesens und Geistes. Diese Anschauung ist das Geheimnis der Poesie. / Wir sagen daher nicht mit diesem, dass es nothwendig sei, das Gedicht zu verändern, noch wissen wir hier wie, da das allein der Dichter weiss, wir wollen damit sagen, dass der Verfasser seinen Stoff anders behandeln musste; denn wir fühlen durchaus, dass er noch gebunden und die Poesie nicht, wie sie sollte, frei geworden. Es fliesst nicht aus der Fülle eines begeisterten Gemüths, und wenn es nicht fehlt an hellen poetischen Punkten, so sieht man auch, wie der Verstand und eingesammelte Kenntniss, gewandt übrigens, dabei sind und hülfreiche Hand leisten. Diesem schreiben wir es auch zu, dass die Figuren nicht immer fest auf den Füßen stehen und sich von einander ablösen, sondern in einer gewissen Eintönigkeit verbunden sind. Des Verfassers Willen hat hieran keine Schuld, denn er hat die Charaktere mehr unterscheiden und trennen wollen, als das Original, aber wir haben eben an dem, was die Erweiterung herbeigeführt, z. B. an dem schwachen Heldenvater Giucke wenig Gefallen gehabt. Wie vom Stoff, liess sich der Verfasser

auch von der Deutschheit binden. Es ist eine schöne Gesinnung, welche die Zueignung äussert, allein das Deutsche soll da nichts Besonders sein, ein besonderer Ton, den man zuweilen anstimmt, etwa wie man von einer besonderen Art Finken in dem Thüringerwald nach der Kunstsprache sagt, dass sie deutschen Pfiff haben. Ist die Poesie die Ausgiessung des heiligen Geistes, so ist auch über jeden Dichter gekommen, in welcher Zunge er reden soll. So meinen wir nicht, dass der Verfasser es gut gemacht, wenn er bloss die nordischen Silbenmasse der Skalden für deutsch und schicklich gehalten zu den Liedern, die, wie wir gestehn, uns dem grössten Theil nach (das Lied, das die Schwalben Sigurd vorsingen, wie er Faffners Herz gegessen, ist aus der jüngern Edda) leer und schlecht vorgekommen sind, gar nicht in dem mächtigen nordischen Geist. Gegen den unbedeutenden Gesang der drei Nornen halte man einmal das alte Lied der Schlachtgöttinnen (bei Herder übersetzt [IV, 9]), das voll innerlichen Grausens ist, als zische das Schwert des Schicksals durch die Lüfte. Wozu haben wir uns die schwere Mühe gegeben mit den griechischen, italienischen, spanischen Formen, wenn wir sie nicht brauchen dürfen auf den Fall, wo wir einmal deutsch zu dichten gedenken, welches wir immer sollten, so es Ernst ist mit der Poesie. Die Ansicht ist im Grund nicht schlechter, als der Campische Purismus in der Sprache, man nehme, wie in diese, nur herein, was eben geht, alles Unpassende stösst sich von selbst wieder aus, wie sich geschichtlich in einer Menge von Beispielen zeigen lässt. Wir sind einmal modern, und unser Gutes ist es auch, warum soll, was unsere Zeit errungen, sich nicht äussern dürfen und ist es möglich sie zu verleugnen? Und betrachten wir unser Gedicht mit dieser Rücksicht, so finden wir Eigenthümlichkeiten, welche die Frage verneinen. Erstlich die veränderte Form. Es ist sehr charakteristisch, statt der alten der Erzählung die modernere dramatische zu finden durchaus als Bedürfnis, da sie nicht zugleich für das Theater eingerichtet ist (wiewohl theatralisch, wie der Vorhang, der vor Brynhildens Todtengerüst aufgezogen wird). Sie ist der Einfachheit der Erzählung gerade entgegengesetzt, und unsere Zeit kann sich in den schwersten Gesetzen bewegen, nur nicht un-

schuldig und gerad erzählen. Die dramatische Form zog die moderne Reflexion, den Witz der Antithesen nach sich. Sodann: wir glauben, dass jedes echte Gedicht allegorisch sei im höhern Sinn, d. h. die Idee des Lebens, den ewigen Weltgeist ausdrücke, die alte Zeit mit unschuldiger Bewusstlosigkeit, die neue öfter mit Bewusstsein es aussprechend. Das erste Epos jeder Nation hat einen tragischen Charakter (die Ilias war früher, als die Odyssee), wie der Untergang von Troja, der Burgunden, Rolands, und niemand wird in dem Nibelungenlied dieses Tragische, das Walten des Schicksals verkennen. Nun ist es merkwürdig, wie dies deutlicher in dem modernen musste gemacht werden durch die Einführung der drei Schicksalsgöttinnen, der Nornen. Wir haben an sich nichts dagegen, und sie könnten ihr Auftreten wohl entschuldigen, wenn sie es nur thäten, aber so stehn sie wenig eingreifend in das Ganze da.

Diese Bemerkungen, aus der Vergleichung mit der alten Sage entstanden, sollen nicht ins Einzelne gehen und schliessen mit dem zusammengefassten Urtheil: die wenigen, welche die alte Sage kennen, werden erwarten, dass ein anderer das alte Epos glänzender, freier und lebendiger einführen werde, denn daran ist kein Zweifel, dass jetzt ein Vergessen und Hintansetzung seiner Herrlichkeit unmöglich ist, aber\*) die grössere Zahl, d. h. alle jene, die theils wegen der Seltenheit nordischer Sagensammlungen (die mit Unrecht bisher von den deutschen Übersetzern vergessen worden sind), theils wegen Schwierigkeit der Originalsprache und Unbrauchbarkeit der entstellenden lateinischen beigelegten Übersetzungen von dem Studiren der Urquellen abgehalten werden, ohne ihr Interesse jener Zeit zu versagen, und alle jene, die den ersten Eindruck dieser furchtbaren alten Zeit aus diesem Werke empfangen, werden dankbarer gegen den Verfasser sein, der ihnen diese wunderbare Welt aufgeschlossen, von den [der] einzeln[e] Ansichten mit besonderer Eigenthümlichkeit in der Erinnerung haften, wie die runischen

\*) [Vermuthlich beginnt hier der „Überschuh“ Arnims; es ist nichts in einander gearbeitet. Vgl. den Brief Wilhelms an Jacob Grimm vom 18. Sept. 1809 und den Arnims an W. Grimm vom 2. Aug. 1809.]

Buchstaben, unvergänglich; wenn gleich in ihrer Bedeutung nur geahndet. So bleibt der kecke, freche Trotz Sigurds gegen den schlechten absichtsvollen Reigen, dieses unbewusste Vorgefühl, dass er nicht aus Liebe zu ihm, sondern zu seinem Zwecke die Klingen schmiede, bei seiner Gütigkeit zur Mutter im Vorspiele sehr fest und bestimmt in der Seele, und manches, was späterhin in seinen Reden nicht ganz zu seinem Wesen passen möchte, wird davon erstickt. Auch das erste Lied in der Schmiede bewegt sich freier und reicher, als manche der folgenden, die besonders beim Vorlesen besser zu überschlagen sind. Sehr nachdenklich machte uns das Hauptmotiv des Werks, wie Chriemhildis durch ein künstliches Vergessenmachen der Vergangenheit das Glück der Ihren neu begründen möchte und sie alle dadurch vernichtet; denn wie häufig ist nicht der Frevelmuth, der zu ganzen Nationen ausruft: was Ihr in früherer Verfassung an Glück besessen und erstrebt, ist alles nichts, vergesst Eure alte Liebe und Treue und Ihr könnt ein neues Leben anfangen, bauet Euer Schicksal in einem neuen Volke, und die einheimische Noth drückt Euch nicht mehr. Aber die ohnmächtige Täuschung verschwindet, nachdem ihm die alte Liebe Brynhildis wieder erschienen, und es möchten in vielen Zeiten gar manche mit Sigurd ausrufen: Wehe mir, ich wache; verpfändet ist meine Lieb, mein Wort ist gebrochen, nun hält mich Treue hier, reisst dort mich hin. Jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört, gewann für andre die, so all mein Leben war! Wir fühlen es besonders, wie nothwendig Trug aus Trug stammen müsse, als Sigurd aus Freundschaft gegen seine unnatürlichen Bundesgenossen sogar seine redliche Gestalt umtauschen muss, sein eignes Weib einem andern zu gewinnen. Wir fühlen es so nothwendig, wie sich das Böse immer zerstört, dass der getäuschte Überläufer mit dem täuschenden Freunde untergehen muss, und nichts ist mehr zu schrecklich, um diesen unnatürlichen Bund auszulöschen, da wird der Getäuschte im Schoosse der Gattin von seinem Bundesgenossen umgebracht, doch das Racheschwert ereilt noch diesen aussterbender Hand, und Brynhildis verbrennt sich dem zu Ehren, dessen Tod sie rächend abgenöthigt. Alles wird uns so wahr,

so natürlich, dass wir die Nornen nicht begreifen, die da als einzige Vorstellung von alter Mythologie, wie die Vorhänge an manchen Theatern, mit Apollo und allen Musen geziert, beim Anfange und Schlusse der Aufzüge sich immer wieder zeigen, auf die aber im Stücke weiter keine Rücksicht genommen worden; viel lieber wäre uns die Ausführung mancher Verhältnisse gewesen, die das Dramatisiren nicht erlaubte, die aber eine zwischendurchgehende Erzählung ausgefüllt hätte. Wie wenig Hoffnung hat der Verfasser, dass sein Stück, welches so viele Schwierigkeiten in der Ausführung hat, je auf der Bühne erscheinen wird, da viel geringere Schwierigkeiten schon die meisten Directoren abschrecken, wozu also diese strenge Form in der versprochenen Fortsetzung? Zum Schlusse müssen wir noch den geachteten Verfasser bitten, bei dieser Fortsetzung nicht zu viel Rücksicht zu nehmen auf die Urtheile der Recensenten, denn wie wir ihm hier einen guten Rath nach unserer Überzeugung geben, so haben schon andere Recensenten in Literatur- und andern Zeitungen so wunderlich gerathen, und dem Scheine nach mit gleicher Überzeugung, der Verfasser möchte sich der einen oder der andern Redensart enthalten, weil darin etwas spanischen oder griechischen Ursprungs zu wittern sei, da doch der lebenden Poesie alle Sprache gehört, weil sie ihr immer noch nicht genügen kann selbst im höchsten Reichthume, dass wir uns selbst vor unsern eigenen Rathschlägen als unbesonnen zu fürchten anfangen, denn wer möchte sich allein von dem Fehler aller frei glauben; das Schicksal, das nach der gewöhnlichen Definition alle Helden der Tragödie bezwingen soll, kann sicher auch an den Recensenten der Tragödien seine Gewalt bewähren.

[anonym.]

---